

69)

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kaszuffen.

„Nein, mein Junge, Calogero ist nicht von Sinnen. Aber was warst Du, als Du mir mein Weib nahmst und meine Tochter verführtest? Woran dachtest Du, als Du sie zerfleischen liehest.“

„Das war Panso!“

„Ja, das war Panso! Du bist immer der Unschuldige! Aber diesmal bin ich es, der ein Wörtlein doreinspricht, ich, ihr Vater, und da helfen keine Ausflüchte, mein Junge! Nun will ich einmal meine Hände waschen in Deinem schmutzigen Blute und meine Seele weiden, wenn ich Dich in den letzten Krampfzuckungen zappeln sehe!“

„Calogero, ich will Dich bezahlen! Verlange alles, was Du willst!“

„Es gibt Dinge, die nicht mit Geld zu bezahlen sind!“

„Um Biondas willen! Sie ist immer gut gegen Dich gewesen!“

„Das ist wahr! Darum räche ich sie!“

„Um Cleofes willen! Um Cleofes willen!“

„Für sie wird Ettore sorgen. — Hast Du mehr auf dem Herzen, so sag es mir heraus! Wir haben Zeit!“

„Lieber alter Calogero! Laß mir das Leben!“

Mit einer verzweifeltsten Kraftanstrengung wollte er sich losreißen und um sein Leben kämpfen. Aber der Alte drang auf ihn ein, setzte ihm seine Wolfszähne an die Kehle, daß das Blut floß, und warf ihn zu Boden. Den linken Arm und sein Knie auf sein Fwerchfell gestemmt, hielt er sein wahnsinnig zappelndes und schreiendes Opfer nieder, während er mit der rechten Hand das Messer zog und die lange glänzende Klinge durch den Druck auf eine Feder emporspringen ließ.

Seinen Augenblick lagen ihre Augen ineinander. Das starre Entsetzen begegnete einer wollüstigen Begierde, die keine Schonung kannte, die der Mord, der sehnsüchtig erwartete Augenblick der blutigen Rache, nicht weniger befriedigte als ein erotischer Genuß.

Mit einer sicheren, aber zögernden, fast zärtlichen Handbewegung führte er den fürchterlichen Schnitt quer über Angelos Kehle von Ohr zu Ohr und ließ mit Wohlbehagen das gurgelnde Blut über seine Hände spülen.

Calogero war gerächt. Seine Begierde war gestillt. Nun galt es sich zu retten.

Er nahm Angelos Revolver an sich und stürzte durch die dunklen Gänge, bis er den Schacht erreichte. In rasender Eile wusch er seine Hände und wechselte die Kleidung, läutete seinen Freunden oben und ließ sich hinaufziehen.

Angelos Büchse nahm er mit. Darauf verschwand er in der Nacht und kam nicht mehr zum Vorschein. Es hieß später, er habe sich den Briganten angeschlossen — und glaubhaft erschien es — aber etwas Verlässliches erfuhr niemand.

Spät des nachts wurde Gianandrea mit seinen Plänen und Messungen fertig.

Da Calogero sich nicht einfand, nahmen sie den Weg durch die alte Galerie, um einen Ueberblick über die ganze Mine zu gewinnen. So Forte ging voran.

Plötzlich sah er beim Lampenschein gerade vor seinen Füßen einen Körper liegen. Er bückte sich, um näher zuzusehen.

„Was gibt es?“ fragte Ettore.

„Allmächtiger Himmel! Er ist ermordet!“

„Wer?“

„Dein Bruder!“

Ettore warf sich über die Leiche. So stark war der plötzliche Eindruck, daß er in Tränen ausbrach. Er war ja trotz allem sein kleiner Bruder, mit dem er in früheren Zeiten so viel Böses und Gutes geteilt hatte. Er beugte sich ganz zu ihm hinab und küßte ein- und anderemal das blutige Antlitz.

„Jetzt verstehe ich Calogero!“ sagte So Forte.

Ettore nickte.

„Wir müssen ihn mit uns nehmen,“ fuhr Gianandrea fort.

Sie hoben ihn auf und trugen ihn zwischen sich weiter. Es war wie ein Leichenzug in den Katafomben.

Beim Minenbrunnen lagen Calogeros abgeworfene

blutige Kleider. Sie läuteten den Arbeitern, aber niemand antwortete, und der Elevator rührte sich nicht.

„Wir müssen die Leitern hinaufsteigen,“ sagte der Ingenieur.

„Ich zittere, daß ich mich kaum festhalten kann.“

„Es ist keine Gefahr, wenn Du Dich nur zusammennimmst. Wir müssen oben sein, ehe die Arbeiter kommen — wer weiß, welche Mänke hier geschmiedet sind? Man ist imstande, uns dieser Bluttat zu beschuldigen.“

„Nun denn; ich will alle Kraft zusammennehmen.“

Sie bedeckten die Leiche mit den Arbeitskleidern, die hiezu hingen, und begannen den langen, gefährlichen Aufstieg gegen das Licht.

Währenddessen hatte sich über Angelos Haus der Friede des Todes gesenkt.

Kurz nachdem Angelo fortgefahren war, versank Bionda in eine tiefe Betäubung. Als der Arzt des Nachmittags nach ihr sah, war sie ohne Bewußtsein. Er sah sie an, fühlte ihren Puls und sagte zur Schwester:

„Das ist der Tod!“

Die Schwester nickte mit ihrem unbeweglichen Lächeln in den Augen.

Nach einer Stunde kam der alte Propst und zwei Chorknaben mit dem Sakrament.

Bionda schlug die Augen auf. Aber in ihrem Antlitz war ein so verwirrter Ausdruck, daß der Propst ihr das Sakrament nicht zu geben wagte. Sie waren alle derselben Ansicht, daß sie nichts von sich wisse.

Erst nach Sonnenuntergang erwachte sie aus ihrer Betäubung. Sie war bei vollkommen klarer Besinnung. Ruhig, aber tief bewegt empfing sie das Sakrament und sagte dem Propst, sie sei bereit zum Tode.

Als sie wieder mit der Schwester allein war, lag ein seltsam strahlender Glanz auf ihrem Antlitz.

„Deffne die Türen zum Balkon!“

„Es wird kühl.“

„Das tut nichts!“

Die Schwester gehorchte stumm.

„Wie hell die Sterne heute abend sind!“

Die Kerzen begannen zu flackern, und die Gardinen wogten leise in der langsamen Brise. Die Insekten schwärmten herein und kreisten hitzig um die Lichter. Aus der Campagna empor stieg ein Zittern spielender Duschreken und Heimgärten und wie sie alle hießen, die musikalischen Bewohner der Felder und Gärten. Aber ganz dicht dabei, in dem Vogelhause unten im Garten, gleich unterhalb der Fenster, saßen alle die blinden Nachtigallen Angelos und füllten die Luft mit ihrem süßen Schluchzen. Und die unzähligen Laute der Nacht glitten zusammen zu einem Akkord, oft zu einem einzelnen Tone, der wie ein vibrierender Orgelpunkt weiterklang, den Nachtigallengefang wie ein fernes und gedämpftes Accompagnement mit sich tragend.

„Es wurde ja nach Gianandrea geschickt? Warum kommt er nicht?“ fragte sie plötzlich mit Angst in der Stimme.

„Er kommt, sobald er heimgekehrt ist.“

„Ja, er kommt. Stelle meine Harfe herein!“

Die Schwester verschwand lautlos und kam mit der Harfe zurück, die sie rechts vor das Bett stellte.

„Nein, was tust Du, Schwester? Links vom Bette muß sie stehen. — So! Nun kann ich liegen und sie sehen.“

Sie faltete die Hände und begann zu beten, während sie mit großen glänzenden Augen zu den Sternen auf sah.

„Morgen, wenn ich tot bin, sollt Ihr alle Nachtigallen freilassen.“

„Die armen Vöglein haben es wohl besser im Bauerl Höre nur, wie sie ihren Lobgesang singen!“

Sie dachte ein wenig nach.

„Ja, ja! Sie sind ja blind. Laßt sie denn im Bauerl bleiben und ihren Lobgesang singen!“

Ihre Augen fielen zu.

„O, wie müde ich bin! — Der Gesang klingt so fern! — Kommt er nicht — Gianandrea?“

„Sei nur geduldig! Er kommt!“

„Ja — er — kommt.“

Mit diesem letzten Worte schlief sie ein. Die Schwester

ging hin und fühlte ihren Puls. Er schlug ganz schwach. Ab und zu blieb er ganz aus. Sie atmete in kurzen Stößen, die schwächer und schwächer wurden.

Nach Mitternacht erwachte sie plötzlich, sah wirr um sich und rief mit einem heiseren Zischen:

„Angelo! Angelo! Er ermordet Dich!“  
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

20]

## Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Dahem blieb Faste auf dem Hofplatz stehen und begrüßte Ditlev, der mit großer Anstrengung und wahren Feuereifer beschäftigt war, eine straff gespannte Waschleine zum Brummen zu bringen. Er nahm sie zwischen die Zähne und knipfte an beiden Seiten dagegen, als wollte er den Ton mit dem Innersten seines Gehirns in Einklang bringen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Leine fahren und rief „Bumm, — bumm“ aus, als sei das der regulierende Kammerton.

„Den Kirschbaum, Mutter,“ sagte Faste, indem er eintrat, — den plündern sie aber gründlich, gleichviel, ob ich mit dabei bin oder nicht. Er sieht schon ganz abgegriffen aus.“

Faste war seit mehreren Tagen nicht zu Hause gewesen, er hatte sich ein Kontor eingerichtet und wohnte unten in der Stadt.

„Ja, — Agnete und ihre Freundinnen —“ entgegnete Frau Forland.

Faste sah sich mit einem eigenartig forschenden Blick um.

„Kirsten Torp und Hanna Brinkmann und Vera und Dina Breder? — wohl noch die alten?“

„Nein, Vera nicht, — die habe ich lange nicht gesehen, — Du weißt ja, Faste —“

„Dah sie eine unbiegsame, edige, steife Natur ist, ja! — Wenn sie sich mit mir entzweit, so gilt das unserer ganzen Familie, — dann heißt es nicht nur adieu Sölvi und adieu Agnete, sondern dann besucht sie selbst Dich nicht mehr, Mutter! — Ich rannte heute wieder auf der Straße gegen sie an, wie gegen einen Pfahl, an dem man ein Wagenrad kaputt fahren könnte. — Wenn man nur immer ihrer Ansicht ist, ja, dann ist sie liebenswürdig genug! Ihr geht geradezu das Verständnis für andere Menschen ab.“

„Sie ist so echt und tief, Du,“ sagte Frau Forland in leisem Ton, — „so einfach und klar, Faste!“

„Ja, und ich bin leider so vielseitig. Deswegen kamen wir auch nicht mehr miteinander aus.“

„Sie ist häufig bei Sölvi und sieht sich nach ihr um —“

„Ja, das ist wahr, — Sölvi, Sölvi? — Was ist denn eigentlich mit der los?“

„Lieber Faste, Du weißt doch —“

„Ich weiß — was soll ich wissen?“

„Dah sie erwartet!“

„Sölvi? Nein, davon hatte ich keine Ahnung!“

„Man hat es ihr doch schon lange ansehen können,“ erklärte Frau Forland.

„Nein, — das habe ich wirklich nicht gesehen. — Sie erwartet also? — Wie? — Die Familie setzt wirklich eine Knoxe in der nächsten Generation an. — Sonderbar, — ein Nachfolger. — Wirklich ganz sonderbar, Mutter! — Es ist mir eigentlich niemals eingefallen, an so etwas zu denken,“ es klang so, als wenn er, wie das seine Gewohnheit war, anfangen wollte, leise vor sich hinzupfeifen und durch die Lüden aus und einzugehen. —

„Sich so selber von neuem wiederzusehen? — Darin muß ja eine Art von Freude liegen, — sich selber wieder fallen und plaudern und in aller Kindereinfalt so kluge, treffende Dinge sagen zu hören, wie man es späterhin nie wieder fertig bringt, wenn einem Gehirn und Natur verdorben und verdummt sind. — So etwas dauert, bis man vier, fünf Jahre alt ist, ja —“

Aber will man dann auch die Prügel und die Schularbeiten und alle die Notlügen noch einmal durchmachen, — und alle die eigene Bitterkeit und Kränkung und den Haß gegen die Erwachsenen, wenn die Welt auf die Sprache, die das zartfühlende Kind nur zu gut versteht, einen durchfühlen läßt, daß man nur ein höchst überflüssiger und unbequemer Lump ist —“

— Oder den Fall geseht, es würde so eines wie Ditlev! —

sehte er die Gedanken ober auf seinem alten Zimmer fort. —

„Ob mein Vater den hat in die Welt setzen wollen? —“

— Mit anderen Worten, das Märchen der Liebe kann einen Prinzen hervorbringen oder einen Bettler. Es kann gut und es kann schlecht gehen in dieser Welt — Es kommt auf die Siegeszufälligkeiten an — Aber ein Mann will den Prinzen haben, der das Reich erben und fortführen soll —

Und seine Königin auch —

Verkauftste Menschheit! — Er schlug mitten zwischen die Papiere auf den Tisch und stürzte die Treppe hinab, steckte nur den Kopf zu der Mutter hinein: — „Ich gehe zu Doktors! — Will mich mal nach Sölvi umsehen — — Laufe wohl nicht Gefahr, Vera dort zu treffen!“

S.

Faste sah plötzlich Laura Groth um die Ecke kommen und in die Papierhandlung verschwinden: er wußte, daß sie wieder zur

Stadt gekommen war, und wurde immer zerstreuter, während John Berg von der Firma Berg u. Sohn auf ihrer Wanderung durch die Hafenstrasse auf ihn einredete, auseinandersetzte und voller Begeisterung berichtete.

„Es ist wirklich, als wenn sie da unten in der Strandstrasse „Kämmerchen-Vermietten“ spielen. — — Allein in dieser Woche sind Nummer sieben, Nummer neun und dreiundzwanzig in andere Hände übergegangen, und über Nummer zwei mit dem Bauplatz nach dem Vorstrand hinab liegen sich jetzt Anders Bed und Grothhändler Müller in den Haaren — — den! Dir, Faste, der schmale Streif Moor mit dem Hügel darin, auf dem nichts als Begerich und Löwenzahn wächst, und das alte zahnlöse Gitterwerk ringsumher, das die Wäscherinnen mit ihrer Wäsche ausstaffieren, — dafür würde doch niemand einen Heller geboten haben! — Und jetzt — bis auf drei, viertausend hinauf, — — Ja, man kann nicht leugnen, daß sich die Verhältnisse einigermaßen verändert haben! — Ja, ganz unter uns, Faste, ich kann es ja gern erzählen, da ich jetzt das feste Angebot erhalten habe, — ich spekuliere nämlich auch! — Luxurienlust draußen an der Bucht, — — Umgebaut und als schöne Villa ausgestattet, kann man wohl darauf rechnen, das Haus für den Sommer an wohlhabende Badegäste zu vermieten, — das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche! Es war zu zwanzigtausend Kronen angesetzt, und ich habe achtzehn geboten — — morgen muß ich mich entscheiden —“

„Nun dann hast Du ja noch ein klein wenig Bedenkzeit, John,“ entgegnete Faste zerstreut ins Blaue hinein.

Zum zweitenmal standen sie jetzt vor der Papierhandlung still. Ob Laura Groth etwas kaufte? Oder suchte sie ein Leihbibliothekbuch da drinnen auf den Vorten? —

„Und sieh einmal Faste, — nur allein dieser Laden hier, — sofort große Spiegelscheiben,“ demonstrierte John Berg. Er sah nicht ein, weshalb sie stehen bleiben sollten und zog Faste weiter —

„Ich glaube, wir haben jetzt mindestens zwanzig Fenster von der Art in der Stadt, so groß, daß ein Bauer mit Pferd und Wagen hineinfahren kann, — und obendrein gratis, denn sie sind versichert. Wenn ich daran denke, wie unsere armen Väter sich Aquästen mühten, um einen Schilling zu verdienen, und wie schwer ihnen der Weg zum Verdienst gemacht wurde, so muß man sich nur über den Nebel von Unwissenheit und Borniertheit in bezug auf die einfachsten Handelsprinzipien wundern, in dem sie dahingelebt haben! — Ich muß lachen, Du, — noch im vorigen Herbst geriet der Alte ganz außer sich vor Schreden, als ich ihm erzählte, daß ich zehn Aktien für die Zellulose und fünf für Deine Badeanstalt gezeichnet hätte. Er war kurz davor, einen Schlaganfall zu bekommen! Aber einen noch sonderbareren Anblick gewährte er, als ich ihm erzählte, daß ich gleich darauf die Aktien zu einem höheren Kurs verkaufte hätte und ihm fünfhundert Kronen bar auf das Pult legte — — Seine Begriffe kämpften offenbar mit dem Gefühl, als ob das Geld eigentlich gestohlen sein müsse. — Alte Zeiten und neue Zeiten, Du —“

„Wertwürdig,“ räumte Faste ein. — „Ja, jetzt will ich Dir Adieu sagen, John, — ich muß wieder umkehren,“ fügte er schnell hinzu: er hatte Laura Groth aus dem Papiergeschäft kommen und die Straße hinauf eilen sehen.

„Sieht man Sie denn auch einmal wieder hier in der Stadt, stolzes Fräulein!“ begrüßte er sie, — „ich hörte übrigens schon gestern, daß Sie gekommen seien.“

„Ja, Sie können mir glauben, es ist ein herrliches Gefühl, wieder hier zu sein,“ entgegnete sie strahlend, — „nachdem man bei Onkel und Tante von kleinen Beschäftigungen und kleinen Gedanken umgeben war, — ich habe Tee und Kaffee gemacht, Zwieback und kleine Kuchen gebacken, Fensterkissen gehäkelt und gepflegt und gehegt: — das ist ein anderes Leben hier! Es sproßt und keimt, als läge der Frühling selber in der Luft.“

„Wie? — Romane, Fräulein Laura, — Sie? —“ unterbrach Faste sie, indem er ihr ein Buch halb aus dem Muff herauszog.

„Die ersten Sprößlinge des Dichters, Herr Forland!“ neckte sie.

„Ach ja, Fräulein Laura, wie mancher hat nicht sein Gefühlsleben in die Leihbibliothek hineingestüchtet oder — es dort zu grunde gerichtet. Wenn die Wirklichkeit zu trocken und die Phantasie zu ausgehungert wird!“

„Ja, aber ich hoffe, auf mich paßte das beides nicht.“

„Nein, Sie haben Ihre Leihbibliothek in sich. Ich fühle das immer, sobald ich Sie treffe. Sie stellten immer irgend jemand vor. Wer zum Teufel auch könnte wohl so auf der Ladentreppe stehen wie Sie heute und in die weite Ferne hinausschauen, bis Sie dann wieder in sich gingen und ganz einfach auf das Trottoir hinabschritten?“

„Könnten Sie nicht noch galanter den Ausdruck „mit langen Schritten ausholen“ gebrauchen?“ wies sie ihn mit verletzter Würde ab.

„Wollen Sie eingestehen, welche Rolle Sie da spielten — Afta, die Königsmutter? —“

„Ach nein, ein so frommes und fruchtbares und biederes Gesicht steht mir nicht zur Verfügung. Meine Züge müssen immer ein klein wenig schief und krumm sein, wenn Charakter darin sein soll.“

„Dann etwa Sigrid Storrade?“

„Wie sie den König in das Faß steckt? — Darin wäre doch wenigstens noch Sinn! Aber im übrigen möchte ich von all diesen langweiligen Persönlichkeiten am liebsten Königin Gunhilds Ge-

spenst draußen im Moor darstellen, — am allerliebsten aber die alte Hexe, die in der Asche mühlt und gräbt. — Können Sie mir nicht eine solche Rolle auch für das Theater da unten geben?"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Obst und Blut.

Von C. Falkenhorst.

Es gibt verschiedene Schädlichkeiten, die das Blut der heutigen Menschen verschlechtern: der lange Aufenthalt in geschlossenen Räumen, der Mangel am ergiebigen Genuß der frischen Luft, Verküpfung des Schlafes infolge fehlerhafter Lebensweise, das mit seelischen Erregungen verbundene Hasten und Jagen in Arbeit wie in Genuß, alle diese Uebelstände des modernen Lebens schwächen die Nerven und verderben auch das Blut. Zu ihnen gesellt sich aber noch ein sehr wichtiges, schädliches Moment: eine verfehlte Ernährung. Viele möchten daran nicht glauben, denn unsere Ernährungsart beruht auf den Fortschritten der Kultur, die sie verfeinert, wissenschaftlich begründet und muß also besser sein als die Ernährungsweise unserer Altvordere. So meint man im allgemeinen, trifft aber damit nicht das Richtige.

Gewiß weist unsere Küche, die Zubereitung der Speisen und auch ihre Zusammensetzung, wesentliche Verbesserungen gegen früher auf, aber es haben sich dazwischen auch schwerwiegende Mängel eingeschlichen, und einer dieser Mängel ist die Verarmung unserer Kost an Nährsalzen. Als die Chemie erstarrte und die Zusammensetzung des menschlichen Körpers ermittelte, fand sie in ihm auch diese Salze, aber in der Ernährungslehre legte man auf diese mineralischen Bestandteile wenig Gewicht; man begnügte sich mit der Erklärung, sie seien in der gewöhnlichen Nahrung in genügenden Mengen vorhanden. Man übersah aber, daß unsere gewöhnliche, oder besser gesagt altgewohnte, Nahrung sich doch zu verändern begann. Das Fleisch wurde als ein kräftigendes Nahrungsmittel über Gebühr gerühmt, und es bildete sich in weiteren Kreisen eine Kost aus, die am besten durch die Restaurationsküche repräsentiert wird und die in dem Reichen steht: viel Fleisch und wenig Gemüse. Sind nun in dem Fleisch alle die Salze in genügenden Mengen vorhanden, die zum Aufbau unseres Körpers nötig sind? Durchaus nicht; es ist arm an Eisen, an Kalk und Phosphor, also an Bestandteilen, die für die Ausbildung unserer Knochen und Zähne, für die Gesunderhaltung des Blutes und für den Ersatz verbrauchter Nervensubstanz notwendig sind. Wohl sind diese Salze in den verschiedenen Gemüsearten vorhanden, aber der Genuß von Gemüse wurde gegen früher eingeschränkt.

Unsere Altvordere aßen grobes Brot, es befand sich viel Meie darin und in der Meie waren wieder die Nährsalze vorhanden. Mit dem Fortschritt der Kultur vervollkommnete sich auch die Mühleintechnik, feiner und feiner wurde das Korn gemahlen und an Stelle des groben trat immer feineres, weißeres Brot. Es konnte besser verdaut werden, mußte also als nahrhafter gelten. Es war in der Tat nahrhafter an Eiweiß und Stärke, aber ärmer an Nährsalzen.

Süßigkeiten spielten seit jeher in der Ernährung des Menschen eine wichtige Rolle. In früheren Zeiten war aber reiner Zucker unbekannt oder recht teuer; der von Bienen gespendete Honig war auch nicht in genügenden Mengen zu beschaffen. Das Verlangen nach Süßem mußte auf eine andere Art befriedigt werden; aus Früchten und Wurzeln, wie z. B. aus der Möhre, bereitete man süße Gerichte und Säfte. In ihnen war aber nicht allein Zucker vorhanden, in ihnen waren auch in reicher Fülle die Nährsalze vertreten. Als man aber vor etwa einhundert Jahren nicht nur wie früher aus dem Zuderrohr, sondern auch aus der Zuderübe den wichtigen Süßstoff herzustellen begann, da half die Chemie rebellisch dabei mit, die reinste Ware zu gewinnen. Mit aller Kunst und Sorgfalt wurde der Zucker von allen ihm noch anhaftenden Salzen, von Kalk, Phosphor usw. befreit und wurde in dieser verfeinerten Form zum alleinigen Genußmittel. Das hatte aber wieder einen reichlichen Ausfall von Nährsalzen in unserer Nahrung zur Folge.

Unsere Altvordere schätzten das Obst hoch, nicht nur als Genuß, sondern auch als Nahrungsmittel. Obst macht gesundes Blut, pflegten sie zu sagen. Viele blieben auch in der Neuzeit dieser Ansicht treu. In weiteren Kreisen bildete sich aber scheinbar aus wissenschaftlich gestützten Gründen eine Geringschätzung des Obstes aus. Man untersuchte es chemisch, fand wenig Eiweiß und viel Wasser darin und folgerte daraus, das Obst sei wenig nahrhaft. Später entdeckte man, daß unter Umständen durch rohes Obst Krankheiten verbreitet werden können, wie Typhus, Ruhr, Cholera; der Genuß rohen Obstes wurde verpönt und man wollte nur gekochte Früchte erlauben. Gewiß waren solche Warnungen zeitweilig berechtigt, aber man schoß in dieser Hinsicht mitunter über das Ziel hinaus.

Heute haben sich indessen die Ansichten mehr geklärt, man hat doch erkannt, daß unsere Kost allmählich ungewöhnlich wurde, daß wir an einer Ueberernährung mit Fleisch und an Unterernährung an mineralischen Salzen leiden. Immer dringender verlangt man, daß in unserer Kost Gemüse, grüne Salate und vor allem Obst eine weit größere Beachtung verdienen. Andere Völker sind uns Deutschen in dieser Hinsicht vorangegangen. In England, in

Amerika und auch in Frankreich spielt das Obst in der Volksernährung eine viel wichtigere Rolle. In welcher Weise wir es genießen, ob roh in den epidemiefreien Zeiten oder gekocht, ist ziemlich gleich. Nur ist zu bemerken, daß bei gekochtem Obst ein Zusatz von Zucker notwendig wird, wodurch man sich bald das Obst zuwider ist; bei frischem ist das nicht der Fall; darum ist das letztere empfehlenswerter. Selbst in unserem Klima ermöglicht die Natur für lange Zeit des Jahres diesen Genuß. Da kommen zunächst im zeitigen Sommer die Beerenfrüchte, die Stachelbeeren, Johannisbeeren und die köstlichen Erdbeeren. Es folgen dann die Kirschchen, die Aprikosen, die Pfirsiche, die zeitig reisenden Birnen- und Apfelsorten, bis der Herbst mit seinem reichen Segen einsetzt und uns noch Pflaumen und Trauben bescheert. Viele Obstsorten lassen sich bis tief in den Winter, ja bis zum nächsten Sommer frisch erhalten. Aber auch aus fremden Ländern werden wir mit frischem Obst versorgt, vor allem mit Apfelsinen, die der Gesundheit ebenso zuträglich sind wie unsere einheimischen Obstsorten. Neuerdings beginnt eine tropische Frucht, die Banane, sich den Weltmarkt zu erobern. Zunächst hat sie sich in den Vereinigten Staaten von Amerika eingebürgert, von Mittelamerika und Westindien werden nach der Union jährlich für mehr als fünfzig Millionen Mark Bananen importiert. In Europa war die Banane lange nur in Delikatesswarenhandlungen als Kuriosität zu sehen. Heute wird sie nach England und Frankreich in Massen eingeführt und erobert sich mehr und mehr auch den deutschen Markt.

Wo aber das frische Obst fehlt oder zu teuer ist, bieten die Obstkonzerne einen guten Ersatz. Gedörtes Obst ist seit lange in der winterlichen Volksküche eingebürgert, ebenso allerlei Mus- und Marmeladenarten. Der Handelsverkehr macht uns aber heute auch allerlei Süßfrüchte zugänglicher; namentlich sind in dieser Hinsicht Datteln und Feigen zu nennen, die für Kinder sich mehr eignen als die teure, stark mit Zucker besetzte Schokolade. Das Schalenobst, wie Mandeln-Hasel- und Walnüsse, ist im allgemeinen schwerer verdaulich, in der jüngsten Zeit aber hat man aus ihm verschiedene leichter verdauliche Präparate, wie z. B. die Nufbutter bereitet.

Wir sehen also, daß es an Auswahl nicht fehlt, daß wir bei gutem Willen unsere Tafel zu allen Zeiten mit Obst versorgen können, wenn wir es nur wollen. Eine wesentliche Mehrausgabe wird uns kaum erwachsen; denn das Obst sättigt auch und wir werden bei reichlichem Obstgenuß an anderen Nahrungsmitteln sparen. Und das Obst löscht auch in hohem Maße den Durst. Ein Obsterfrüchtler hat kein Verlangen nach vielen Getränken, und so sparen wir, wenn wir dem Obst zusprechen, auch an Ausgaben für Bier, das doch weniger gesund ist.

Wir haben bis jetzt das Obst als den Spender der Nährsalze betrachtet, es hat aber noch andere gesundheitsliche Eigenschaften. Unsere moderne Kost, die wir schon geschildert haben, ist sozusagen konzentriert, sehr gehaltreich an Nährstoffen, aber arm an Schladen. Unsere Verdauungsorgane sind aber von Natur aus dafür eingerichtet, daß sie aus einer schladenreicheren Kost die Nährstoffe ausziehen. Diese Schlacken, die holzigen, zelluloseartigen Teile der pflanzlichen Nahrungsmittel üben einen notwendigen Reiz auf den Darm aus und fördern so seine Tätigkeit. Moderne Menschen die viel sitzen und die konzentrierte Nahrung zu sich nehmen, leiden darum nur zu häufig an Verstopfung mit allen ihren üblen Folgen, wie Hämorrhoiden, Kopfschmerzen und dergleichen. Die im Darm übermäßig lange liegenden Speisereste gehen in Gärung und Zersetzung über und erzeugen Gifte, die in das Blut gelangen und dieses verschlechtern. Das Obst wirkt aber auf die Verdauung regulierend, es führt ab und verhütet die schlimmen Folgen einer trägen Verdauung. Es hatten also unsere Altvordere nicht unrecht, wenn sie dem Obst eine blutreinigende Wirkung zusprachen.

Das Obst hat aber noch eine andere wichtige Beziehung zu unserem Blute. Infolge der Lebensprozesse bildet sich in unserem Körper Harnsäure, die unter normalen Verhältnissen ausgeschieden wird. Unter dem Einfluß verschiedener Schädlichkeiten häuft sie sich im Blute und den Körperorganen an und ruft schwere Störungen hervor, die als Gicht wohl bekannt sind.

Es wird angenommen, daß ein reichlicherer Genuß von Fleisch die Entstehung der Gicht befördert und daß eine mehr vegetabilische Nahrung die Gicht zum Schwinden bringen kann. In dieser Hinsicht wirkt das Obst besonders günstig, da die in ihm enthaltenen pflanzlichen Säuren die Ausscheidung der Harnsäure befördern.

Obstturen werden darum in ähnlichen Fällen seit lange verordnet. Der Laie kann aber nicht entscheiden, in welchem Falle sie angebracht sind. Das zu bestimmen, ist Sache des Arztes. Es gibt ja recht viele Krankheitszustände, in denen der Genuß von Obst gemieden werden muß, da er direkt schädlich ist. Leider wird diese Zurückhaltung im Volke oft nicht beachtet und so wurden schon viele durch Obstturen schwer geschädigt.

Unsere Ratschläge gelten aber nicht für Kranke, sondern für gesunde Menschen, die auch weiterhin gesund bleiben wollen. Ihnen ist der Obstgenuß nur anzuraten. Freilich muß das Obst, wenn es bekommen soll, reif und unverdorben sein. Eigentlich brauchte man es nicht zu erwähnen, aber die Erfahrung lehrt leider, daß es immer wieder Leute gibt, die gegen die selbstverständlichsten Gesundheitsregeln verstoßen. Viele meiden den Obstgenuß, weil er die Zähne angreifen soll. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Säuren, die im Obst enthalten sind, die Zähne angreifen können. Eine Schädigung kann jedoch nur bei andauernder Berührung der

Säure mit dem Zahn erfolgen. Wenn man gleich nach dem Obst ein Stück trockenes Brot verzehret oder den Mund gut reinigt, so kann ein Verderben der Zähne nicht stattfinden; im Gegenteile das Obst wird die Zähne kräftigen, denn es führt dem Blute die mineralischen Stoffe zu, die zum Aufbau der Zähne nötig sind. Darum ist Kindern, deren Zähne wachsen, der Genuß von Obst zu empfehlen.

### Kleines feuilleton.

**Die Automobilnot.** Man hat von manchen Seiten die Klagen über die gesundheitlichen, insbesondere die nervösen Schädigungen, die durch den Aufschwung des Kraftfahrzeugverkehrs heraufbeschworen worden sind, als übertrieben bezeichnet und gemeint, es werde damit ähnlich ergehen wie mit den trüben Prophezeiungen, die zu Beginn der Eisenbahnära allenthalben laut geworden sind. Allein die Tatsachen haben diese optimistische Auffassung bisher nicht gerechtfertigt. Die Klagen nehmen vielmehr in solchem Maße zu, daß die Gesetzgebung verschiedener Staaten — unter ihnen in erster Linie England — sich ernsthaft mit der hygienischen Seite der neuen Verkehrsform beschäftigt. Zunächst kommen unter den schädlichen Faktoren die Rauchgase in Betracht, auf deren Gefährlichkeit die Londoner Wochenchrift „Lancet“ nachdrücklich hinweist. Neben der Gesundheitsgefährdung richtet aber der Qualm und Staub, den die Automobile erzeugen, auch erheblichen Sachschaden an Gebäuden, Gärten usw. an, und überdies ist nicht nur eine direkte Schädigung zu befürchten, sondern auch noch eine solche durch die krankheitserregenden Bakterien, die aufgewirbelt und weit umhergeschleubert werden. Häufig genug sind im Anschluß an den Automobilverkehr epidemische Erkrankungen der Atmungsorgane beobachtet worden. Die Anwohner der Landstraße werden in gleicher Weise bedroht wie die Industriearbeiter in qualm- und staubgefüllten Räumen, denen ja schließlich auch Schutz vom Staate gewährt werden mußte. In erster Linie haben aber jene für die nötigen sanitären Maßnahmen aufzukommen, die eben auf öffentlichen Wegen Kraftfahrzeugverkehr unterhalten, denn gerade diese Deffentlichkeit bringt es mit sich, daß Staub und Qualm nicht in erheblichem Maße erzeugt werden dürfen. In England ist vor einiger Zeit der Vorschlag aufgetaucht, die Automobile mit einer Art Sperrvorrichtung zu versehen, die das Ueberfahren einer gewissen Höchstgeschwindigkeit überhaupt unmöglich macht, ein Vorschlag, der übrigens bereits vor acht Jahren in bündiger Form geäußert worden war. Die Versuchung, mit hohen Geschwindigkeiten zu fahren, ist für den Automobilisten eben gar zu groß. Gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, daß sportliche Gesichtspunkte gegenüber der Wohlfahrt des Publikums zurückzutreten haben.

### Verkehrswesen.

**Die Eisenbahn von Kairo bis zum Kap.** Während die marokkanischen Wirren die Aufmerksamkeit Europas auf den Nordwestwinkel des schwarzen Erdteils lenken, sind die Engländer in aller Stille tatkräftig am Werke, den Plan von Cecil Rhodes, die Bahn von Kapstadt nach Kairo Etappe um Etappe der Verwirklichung näher zu bringen. Nur kurze Zeit noch, und die Bahnstrecke zwischen Assuan und Wadi-Halfa, der einzige Teil der Strecke Kairo-Chartum, der jetzt noch zu Schiff zurückgelegt werden muß, wird vollendet sein. Jetzt beginnt man bereits mit einem neuen großen Werke, das eine der wichtigsten Etappen der Kap-Kairo-Bahn bedeutet: mit dem Bau der großen Nilbrücke bei Chartum. Die Bahnlinie endet jetzt in Halfieh am rechten Nilufer; um nach Chartum zu gelangen, mußte man bislang per Dampfboot den hier 518 Meter breiten Fluß durchqueren. Dieser Wasserstreifen, der die ägyptische Bahn von der künftigen Uganda-Bahn, die Chartum mit Kondorolo verbinden wird, trennt, wird jetzt durch eine gewaltige Brücke überwunden. Sie wird eine Länge von 650 Meter haben mit insgesamt sieben monumentalen Brückenbögen. Wie „Le Tour du Monde“ berichtet, wiegt jedes Joeh gegen 500 Tonnen, so daß, die Metallpfeiler eingerechnet, annähernd 5000 Tonnen Material in das Herz des südlichen Noghptens transportiert werden müssen, um das Werk, das bereits begonnen ist und in zwei Jahren vollendet sein soll, zu vollenden. Die Brücke übertrifft an Ausdehnung selbst die berühmte Zambesi-Überbrückung, die vor etwa 2 1/2 Jahren vollendet wurde und bisher den größten Brückenbau des afrikanischen Kontinents darstellte. Diese Nilbrücke bedeutet jedoch nicht allein einen energischen Schritt zur Weiterführung des großen transafrikanischen Bahnprojektes, sondern sie ermöglicht zugleich den Beginn einer neuen gewaltigen Arbeit: die Anlage des geplanten großen Kanals, der die weiten Gebiete der Provinz El Djefira während der wasserarmen Zeit des Nils, in den Monaten Oktober bis März, mit Wasser versorgen soll. Das Projekt wird erst dann ausführbar, wenn die Nilsperrre durchgeführt ist und diese wiederum, die einen Kostenaufwand von mehr als sechzig Millionen herbeiführt, wird erst dann fruchtbar, wenn El Djefira mit den bestehenden Eisenbahnlinien verbunden ist. Der Bau dieser Anschlußlinien aber wird unmittelbar nach Vollendung der großen Nilbrücke möglich und dann sofort in Angriff genommen.

### Technisches.

**Telephon in Aufzügen.** Das lautsprechende Telephon, das auch im Reichstage benützt wird, hat eine interessante Anwendung in einem der gewaltigen Wollenträger New Yorks, dem Gebäude der Singer Co. gefunden. In diesem Riesenhaus, das 200 Meter hoch und in 47 Stockwerke eingeteilt ist, gibt es sechszehn Aufzüge, die zum Teil nur in den verchiedenen Stockwerken halten. In jedem Aufzug befinden sich lautsprechende Telefone, die mit dem Maschinenraum in Verbindung stehen. Der Fahrstuhlwärter kann so, ohne seinen Platz in der Kabine verlassen zu müssen, laute und deutliche Anweisungen vom Maschinenraum erhalten. Andererseits kann er mit gewöhnlichen Telefonen jederzeit mit dem Personal im Maschinenraum verkehren. In diesem Maschinenraum ist auch eine Lampen-Signalvorrichtung untergebracht, die es jederzeit erkennen läßt, an welchem Punkt jeder der 16 Aufzüge sich befindet oder ob einer von ihnen zufällig außer Betrieb ist.

Auch für Kommandozwecke im Schiffs- und Artilleriedienst wird das lautsprechende Telephon verwendet. In Verbindung mit diesem Lautsprecher steht dann eine Zentralfstation, die es ermöglicht, mit einem Sprechapparat mehrere Seitenstationen zu belästigen, so daß ein an einer Stelle in den Apparat gesprochenes Kommando in einer ganzen Reihe von Stationen laut gehört wird. Das Lautsprechen wird durch eine besondere Konstitution, in erster Linie des Sprechapparates, des Mikrophones erzielt. So ist z. B. bei dem sogenannten Stentormikrophon an Stelle der Kohlenmembrane eine Aluminiummembrane getreten, auf der wieder eine kleine Kohlenmembrane auferichtet ist. Ferner sind alle Dimensionen des Mikrophones gegenüber denen der normalen Apparate vergrößert, wodurch auch eine viel größere Strombelastung zulässig ist. Solche Mikrophone werden nicht nur für Lautsprecheranlagen, sondern auch für sogenannte Lausanlagen zur Uebersetzung sehr leiser Töne benützt. Bei diesen Lausanlagen überträgt ein Mikrophon alle in einem Raum auch nur schwach hörbaren Töne und kann daher unter Umständen als gefährlicher Spion benützt werden.

**Neues von der Funkentelegraphie.** Unter welchen Umständen die drahtlose Telegraphie oft berufen ist, neue Verkehrsverbindungen zu schaffen, zeigt die unlängst erfolgte telegraphische Verbindung von Lima, der Hauptstadt Perus, mit einer ebenfalls in Peru gelegenen Stadt namens Iquitos. Die beiden Städte sollten ursprünglich durch eine Drahtleitung verbunden werden. Die letzten 1000 Kilometer aber von der Stadt Verumdez bis Iquitos konnte die Linie, die durch den Urwald gehen mußte, nicht geführt werden, da dem Unternehmen unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen. Da wurde von einer deutschen Gesellschaft eine drahtlose Verbindung hergestellt, die zwar nicht billig ist — die Anlage soll eine runde Million Mark kosten — die aber tadellos funktionieren soll. — Von neueren, interessanten funken-telegraphischen Stationen wäre noch eine Anlage in den Gärten des Vatikans zu erwähnen, die eine Reichweite von 700 Kilometer haben soll.

Daß die Funkentelegraphie an und für sich eine verhältnismäßig große Verbreitung hat, zeigt eine Statistik des Reichspostamtes in der „Deutschen Verkehrszeitung“. Nach dieser Zusammenstellung gibt es bereits 174 Funkentelegraphenstationen für den öffentlichen Verkehr, von denen sich die Mehrzahl (92) in Amerika, 67 in Europa und der Rest in den anderen Weltteilen befindet. In Deutschland selbst gibt es 13 Stationen. Von den Stationen arbeiten die meisten nach dem System Marconi und dem deutschen Telefunken-system. In Amerika ist auch das System de Forest und das System Schoemaler auf einigen wenigen Stationen in Verwendung.

Der Name Funkentelegraphie ist übrigens für manche Systeme der drahtlosen Telegraphie nicht mehr am Platze. Es geht nämlich das Bestreben dahin, in der modernen drahtlosen Telegraphie die zum Telegraphieren erforderlichen elektrischen Wellen ohne Funkenentladung zu erzeugen. Am weitesten ist in dieser Beziehung Poulsen gekommen, der die Funkenstrecke durch einen elektrischen Lichtbogen, der in bestimmter Weise geschaltet ist, ersetzt. Zur Erzielung einer richtigen Wirkung werden als Elektroden für diesen Lichtbogen, der in einer Wasserstoffatmosphäre brennt, Kupferstäbe benützt. Auch von deutschen Technikern sind schon früher ähnliche Vorrichtungen angegeben worden. Die von einem solchen Lichtbogen ausgehenden Wellen oder Schwingungen haben noch den Vorzug ungedämpft, d. h. von gleicher Stärke zu sein. Diese Art der Wellenerzeugung ist auch für die drahtlose Telephonie und besonders für die abgestimmte Telegraphie von Bedeutung. Die Abstimmung hat den Zweck, daß die von einer Station ausgehenden Wellen nur von den auf sie abgestimmten Empfangsapparaten in einer anderen Station aufgenommen werden können.

Es wird auch vorgeschlagen, an Stelle des Lichtbogens besonders konstruierte Maschinen zur Erzeugung der elektrischen Wellen zu verwenden, doch befinden sich diese Apparate noch im Versuchsstadium. Außer der Abstimmung ist auch das Problem der gerichteten drahtlosen Telegraphie von Bedeutung. Es handelt sich darum, die Ausbreitung der elektrischen Wellen auf die Richtung vom Sender zum Empfänger zu beschränken. In dieser Hinsicht haben in der letzten Zeit Marconi und Braun durch Anordnung der Sendebühne in bestimmter Weise und Arton durch besondere Anordnung von Funkenstrecken Erfolge erzielt.